



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Literatur der deutschen Alterthumswissenschaft.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue Literatur der deutschen Alterthumswissenschaft.

Seit die Brüder Grimm gelehrt haben, wie wichtig für Kenntniß früherer Culturzustände die deutschen Volkslieder, Sagen und Märchen sind, ist eine stille Gemeinde von Sammlern unablässig bemüht, diese Traditionen aus alter Zeit dem Munde des Volkes abzulauschen, bevor sie vollends verfliegen. Wenn auch zuweilen ungeschickter Dilettantismus an diesen ehrenwerthen Bestrebungen hängt, so ist doch auch zu rühmen, daß nicht wenige ansehnliche Gelehrte in dieser Richtung rastlos thätig sind. Selbst dem gebildeten Dilettanten ist jetzt möglich geworden, Nützlichcs zu fördern, denn die richtigen Gesichtspunkte, nach denen Lieder, Märchen, Sagen und Volksgebräuche gesammelt werden müssen, sind allgemein bekannt. Es wird nicht mehr vorzugsweise der poetische Reiz gesucht, welcher zufällig solche Habe des Volks verklärt, sondern es ist der mythologische und historische Inhalt, welcher die Sammler anzieht. Und der große Zweck aller solcher Aufzeichnungen ist der: die Eigenthümlichkeit des deutschen Namens, Geist, Gemüth, bis in eine entfernte Zeit zu erspähen, in welcher die geschichtlichen Nachrichten aufhören.

Durch diese und verwandte Quellensammlungen ist uns eine ganz neue Kenntniß der ältesten Zeit aufgegangen; nach mancher Seite hin bereits so reich und sicher, daß uns jetzt schon möglich ist, die Berichte des Cäsar und Tacitus kritisch zu begutachten, Einseitigkeiten und Mängel ihrer Auffassung zu verstehn.

Denn das Bild, welches die großen römischen Staatsmänner von den Zuständen des deutschen Volkes geben, — im Ganzen doch selbst bei Tacitus kurze Notizen — bedurfte dringend der Ergänzung und weiteren Ausführung. Wol waren sie befähigt, die kriegerische Wucht, den sittlichen Kern und die dauerhafte Lichtigkeit der deutschen Natur zu würdigen, aber die Culturzustände, die realen Grundlagen des deutschen Lebens, die älteste Production und die sociale Ordnung der gefährlichen Völker sind von dem überfeinerten Italiener ebenso unterschätzt worden, als Klima und Vegetation des Landes. Lange hat man nach ihren Berichten die Germanen für wilde Kriegerstämme gehalten, die erst im Uebergange vom Nomadenleben zu einer losen Sesshaftigkeit waren, und es fiel selten einem Geschichtschreiber ein, zu fragen, wie es möglich war, daß solche Horden den disciplinirten Heeren der größten Erdennmacht durch Jahrhunderte siegreichen Widerstand leisten konnten. Wenn Cheruskcr, Ratten, Brukerer und andere Völker von sehr geringer geographischer Ausbreitung römische Legionen schlagen konnten, so lag der Schluß doch nahe,

daß solche Stämme, welche mit ihren Bundesgenossen zwanzigtausend, dreißigtausend Krieger in's Feld stellen konnten, eine Menschenmasse enthalten mußten, welche oft über die Hunderttausende hinausging, und nicht weniger nahe lag der zweite Schluß, daß solche Menschenmenge auf scharfbegrenztem Raume von kriegerischen Nachbarn umgeben, doch nur existiren konnte unter allen Bedingungen einer, wenn auch einfachen, aber regelmäßigen und tüchtigen Production der Lebensmittel und realen Bedürfnisse. Jetzt wissen wir, daß nicht wenige deutsche Stämme schon zur Römerzeit in Verhältnissen lebten, welche auf dem Lande bis in das späte Mittelalter bestanden haben, hier in einzelnen Gehöften, dort in geschlossenen Dörfern, mit sorgfältig abgesteckten Grenzen, in verschiedenartiger, aber sehr fester Eintheilung der Gemeindeflur, in Höfen und Häusern, deren Beschaffenheit sich in manchen Gegenden bis auf die neue Zeit wenig geändert hat. Wahrscheinlich hat wenig später, als Tacitus schrieb, der Marschbewohner an der Nordsee den ersten Damm gegen die brandende See gezogen, schon stand sein Wohnsitz auf den Wunden, den kleinen Erdhügeln, welche ihn bei tobender Fluth über dem Wasser erhielten, schon breitete das altsächsische Haus sein weites Dach über die Diele mit dem Herde, die kleinen Schlafzellen und die Viehställe. Große Heerden von Vorstenvieh lagen im Schatten der Eichen- und Buchenwälder, Pferde und Rinder, beide kleine Landrace, grasten auf dem Dorfanger, langlockige Schafe an den trocknen Berglehnen; schon wurden mit dem Flaum der großen Gänseheerden weiche Polster und Pfühle gestopft; die Frauen webten auf einfachem Stuhle das Linnengewand, und vielbetretene Handelswege durchzogen das Gebiet von Rhein und Weichsel nach allen Richtungen. Der fremde Händler, welcher den Luxus und schwere Geldstücke der Römer in seinem Karren vor das Haus des Landmannes fuhr, war sicher, von dem Wirth und der Hausfrau Pelzwerk des Waldes, hochgeschätzten Gänseflaum, blondes Haar der Sklaven, Schinken und Würste aus dem Rauchfange einzutauschen, zuweilen auch eigenthümliches Gewebe der Landschaft, sogar Toilettengegenstände, z. B. eine feine Pomade zum Haarfärben. Es ist wahr, der kriegerische Hausherr hielt seine Waffen in höherer Ehre, als den Pflug, aber wenn er nicht selbst das Feld baute, so ging er nicht deshalb müßig, weil der Feldbau überhaupt unbedeutend war, sondern weil der Stand der Freien bereits einen unholden Aristokratismus entwickelt hatte; denn er hielt sehr darauf, daß ihm seine Knechte den Grund bauten und die Unfreien von ihrem Ertrage Garben und Viehhäupter abgaben. Er aber, der freie Krieger, war ein privilegirter Mann nicht nur einer Gemeinde, auch in dem einfachen Staat, zu welchem er gehörte. Denn nicht in Gemeinden mit lockerm Zusammenhang lebten die Landwirthe des alten Deutschlands, eine alte Landverfassung schloß sie zum Volk zusammen, eng verbunden mit religiösen Erinnerungen und dem öffent-

lichen Gottesdienst des einfachen Staates. Auch die Völker lagerten nicht nebeneinander wie Nomaden, auch ihre Grenzen waren fest abgesteckt, durch heilige Umzüge der Götterwagen geweiht. In bestimmten Formen fand auch der Einzelne des Nachbarvolkes Schutz und Sicherheit für seinen Privatverehr und über den unvermeidlichen Kriegen und Fehden der einzelnen Völker zogen sich doch von einem zum andern zahlreiche Bande, welche versöhnten und zusammenhielten: gemeinsame Opfer, zahlreiche Blutsverwandtschaften und Ehebündnisse, und über Allem das Gefühl des gemeinsamen Ursprungs, dieselbe Sprache und die religiöse Weihe, mit welcher diese Erinnerungen an alte Gemeinsamkeit umgeben waren. Wenn der Germane des Tacitus uns wie ein grimmiger Krieger erscheint, der im Wolfsfell mit Speer und Holzschild über das Waldverhau späht, welches sein Dorf gegen einen Ueberfall der Feinde schützen soll, so wird derselbe Deutsche in den Untersuchungen der neuesten Wissenschaft zum Hausherrn und Landwirth. Behaglich schaut er uns in den schönen großen Braukessel, welchen sein Nachbar, der kunstfertige Schmied, geschmiedet hat, oder steht im gefärbten Linnenkittel vor dem hochbeladenen Erntewagen, auf welchen seine Knechte die letzte Roggenmandel werfen und die Töchter mit frommem Spruche den Erntekranz befestigen. Es ist wahrscheinlich, daß ihm das feine Mehl des Weizen unheimisch war, seine Brodfrucht galt den Römern des Vespasian noch für ein unholdes Gewächs, welches dem Genießenden Leibgrimmen verursache, aber um das Jahr 300 n. Chr. wurde das Getreide des deutschen Schwarzbrotts schon im kaiserlichen Decret als dritte Handelsfrucht an den Getreidebörsen Griechenlands angeschlagen. Noch entbehrte der Germane zur Zeit der Flavier die feinen Obstsorten des Südens, und die immer blühenden Rosen Italiens blieben ihm noch lange unbekannt, aber schon waren die Kirschen am Rheinstrome zu Rom hochberühmt, und die wandernden Händler wußten zu erzählen, daß ihnen die Deutschen Rettige gewiesen hätten so groß wie kleine Kinderköpfe und Honigwaben von acht Fuß Länge, diese allerdings von wildem Honig.

Und wie neben der deutschen Sprachforschung auch die Untersuchung über die Gae und die uralte Eintheilung der Dorffluren geholfen hat, von der Production der Ahnen ein neues Bild zu geben, eben so sehr hat das Suchen in Sagen, Märchen und altem Aberglauben ergänzt und berichtigt, was die Römer von der Religion der Deutschen zu berichten wußten. Wenig war mit der kleinen Anzahl von Götternamen und Heiligthümern anzufangen, welche Tacitus überliefert, bevor der Vergleich mit den Traditionen der Scandinavier und Isländer und das Aufspüren der altheidnischen Ueberlieferungen, welche bis heute im Volke erhalten sind, eine Fülle von Göttergestalten und eine sehr originelle Auffassung des lebendigen Schaffens in der Natur offenbarte. Fremd und unverständlich war uns der Germane, welcher nach dem

Bericht des Römers in Mercur den höchsten Gott anbetete. Auch die Nachricht, daß dieser Gott bei den Deutschen Wuotan heiße, hatte nur deshalb Werth, weil sie die innere Einheit der deutschen Götterwelt mit den Asengöttern der isländischen Edda beweisen half. Lebendig wurde uns diese Gestalt des höchsten deutschen Gottes erst, als wir den wilden Jäger unserer Sagen und den schlafenden Kaiser des Riffhäusers mit der deutschen Urzeit in Verbindung gebracht hatten. Jetzt wissen wir, wie reich und emsig die Geister um den Herd, Hof, Acker, Fluß und Wald eines frommen Cheruskers schwebten. Auch nach dieser Richtung hat sich uns der alte Sueve oder Hermundure in seinen schwäbischen und thüringischen Hausherrn verwandelt, der in der Dämmerung mißtrauisch nach seinem Dachbalken sieht, auf welchem der kleine Hausgeist zu sitzen liebt, und der beim Sturmesbrausen sorglich die Fenster schließt, damit nicht ein geisterhafter Pferdekopf aus dem Gefolge des wilden Gottes, der durch die Lüfte braust, in seinen Saal hereinschaue.

Ja selbst auf das Herzlichste und Seelenvollste, was der Deutsche in jenen Jahrhunderten schuf, auf seine Lieder, die damals noch keine sorgliche Hand dem Pergament überlieferte, vermögen wir einige Schlüsse zu machen. Nicht ganz unbekannt ist uns die älteste Art zu dichten, der eingeborne epische Vers mit seiner Alliteration, und noch jetzt klingt aus einigen erhaltenen Volksliedern und Sprüchen die uralte Methode des witzigen Wettkampfs und eine Räthselweisheit, durch welche am Herdfeuer des sächsischen Håuptlings ein wandernder Sänger die Hörer entzückte.

Nach der Völkerwanderung begannen langsam und schwerfällig schriftliche Aufzeichnungen in Deutschland selbst. Sie kamen mit derselben unwiderstehlichen Macht, welche Vieles in dem Gemüthsleben des deutschen Volkes änderte, mit dem Christenthum. Aber wie energisch die neue Religion den Geist in neue Bahnen lenkte, und wie furchtbar das Volkergetummel jener Periode der Wanderung vernichtete, beide Wandlungen der Deutschen sind nicht so groß, daß sie alles Alte in Trümmer warfen. Die Völkerwanderung selbst denkt man sich noch zu sehr als einen chaotischen Zerstorungsproce, der früher Lebendiges vollständig beseitigte. Schon eine flüchtige Betrachtung auf ihren Verlauf vermöchte das zu widerlegen. Es ist wahr, sie hat mehrere der mächtigsten deutschen Völker, welche im Osten Deutschlands und darüber hinaus saßen, weit aus der Heimat fortgetrieben, und die entvolkerten Wohnstitze haben sich mit nachrückenden Slaven gefüllt. Die Bayern sind aus Böhmen zur Donau, die Sueven und Allemannen südwärts in ihre jetzigen Sitze gezogen. Alte Volkernamen sind geschwunden, und neue breiten sich siegreich bis weit über den Rhein. Aber ungefähr die Hälfte des Deutschlands, welches den Römern bekannt war, das weite Gebiet von der Nordsee bis zum Thüringer Walde und der Rhön, von der Saale bis nahe an den Rhein

behielt im Ganzen seine alten Bewohner. Denn Thüringer, Ratten, wie die meisten Stämme der Niedersachsen kamen nur zu partiellem Schwärmen; sie wurden wahrscheinlich stark decimirt in Durchmärschen fremder Völker und in Auszügen der Stammgenossen, sie wurden auch, z. B. die Thüringer, vielfach durchsetzt von fremden Haufen, welche sich unter ihnen niederließen; aber ein Kern der alten Sesshaften erhielt sich doch in allem Wogen und bewahrte treu altheimische Ueberlieferungen, Spracheigenthümlichkeiten, Sitte, Recht.

So vermögen wir von der Gegenwart aus in einer wenig unterbrochenen Continuität zurückzublicken bis in die entfernteste Vergangenheit unserer Nation, und wir verdanken solches reiche Wissen vorzugsweise den Disciplinen, welche neben und mit der deutschen Sprachwissenschaft seit dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts heraufgewachsen sind. Von solchem Standpunkte aus würdigen wir auch die neuen Werke, welche zur Besprechung vorliegen.

Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, herausgegeben von Adalbert Kuhn. Leipzig 1859. F. A. Brockhaus. 2 Theile.

Unter den Sammlern der Volksüberlieferungen nimmt Kuhn vielleicht die erste Stelle ein. Groß ist seine Ausdauer — er sammelt für deutsche Mythologie seit länger als 20 Jahren, zumeist auf Territorien des niedersächsischen Stammes — musterhaft ist seine Genauigkeit und die Zuverlässigkeit des Mitgetheilten; und ungewöhnlich groß ist seine wissenschaftliche Tüchtigkeit. Denn er ist einer der wenigen Gelehrten, dem Sprache und Literatur des alten Indiens nicht weniger vertraut sind, als die der deutschen Vorzeit. Wenn er sorgfältig die Städte verzeichnet, in welchen nach dem Volksglauben einst unfre alten kleinen Zwerge gehaust haben, und wenn er unermüdlich von märkischen Bauerfrauen zu erforschen sucht, wo Frau Harke — die mütterliche Göttin mehrerer sächsischen Stämme und der Thüringer — ihr Vorstenvieh aus der Unterwelt herausgetrieben habe, so gewinnt diese Aufzeichnung des Details deshalb bei ihm besondere Bedeutung, weil er zugleich mit unübertrefflicher Kühnheit, ja oft mit großem Blick diese zertrümmerten Ueberreste im deutschen Volksgemüth in ihrem Zusammenhange mit den verwandten Vorstellungen der Vedas darzustellen, versteht. Sein großes Werk: die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes hat der mythologischen Forschung ein neues Gebiet erobert, man kann nicht mehr über Entstehung und Umbildung der Völkermuthen schreiben, ohne dasselbe zu dem eigenen Wissen gehalten zu haben. Denn jetzt ist für einen Kreis der ältesten mythischen Vorstellungen bei Griechen, Germanen, Slaven der innere Zusammenhang und ihre allmälige Entwicklung aus den ältesten asiatischen Vorstellungen nachgewiesen, ja die Grundzüge des ge-

samnten Gottesglaubens, welchen die Völker Europas aus ihrer Urheimat im Osten mitbrachten, sind aus der tiefen Dämmerung vergangener Jahrtausende, wenigstens in der Hauptsache, zu erkennen. Was Kreuzer in seiner Mythologie und Symbolik trotz einer bewunderungswürdigen Divinationsgabe noch oft willkürlich und ohne wissenschaftliche Berechtigung combinirte, dieselbe Arbeit wird jetzt mit ungleich reicherm Wissen an einer Fülle von Detail gewagt. Die Forschungen Kuhns sind bereits der Mittelpunkt geworden, von welchem ähnliche Arbeiten befreundeter Forscher ausgehn, und es ist vorauszusehn, daß Umfang und Bedeutung dieser Arbeiten im nächsten Jahrzehnt noch beträchtlich zunehmen. Nun ist allerdings in dieser Richtung Einiges, was den Deutschen mit besonderem Stolz erfüllen kann, denn nur bei uns ist so großartige Auffassung der historischen Prozesse des Menschengeschlechts möglich. Aber auch zur Vorsicht möchten wir mahnen. Nichts ist schwerer in seinem geschichtlichen Verlauf zu erfassen, als die mythischen Anschauungen und Vorstellungen der Völker. Denn hier ist ein unaufhörliches Umbilden und Neuschaffen zu erklären, ein geheimnißvolles Zerfließen und Zusammenballen lustiger Phantasiegebilde, viele Prozesse des Geistes und Gemüths, welche uns niemals ganz durchsichtig werden können. Und wie wenig von der unendlichen Masse des alten Mythenstoffes ist uns erhalten, und in wie entstelltem Zustande ist das Meiste der einheimischen Ueberlieferungen. So hat auch der größte Scharfsinn, das reichste Wissen sich davor zu hüten, daß es nicht zu schnell combinire, oder einem blendenden Lichtstrahl zu eilig folge. Vergleichende Mythologie ist für junge Gelehrte ein gewagtes Studium, und Jedem, der damit umgeht, ist dringend zu wünschen daß er wenigstens durch das reiche und sichere Wissen gekräftigt sei, welches Adalbert Kuhn auszeichnet. — Die vorliegenden Sagen, Gebräuche und Märchen sind in derselben Weise geordnet, welche die früheren Arbeiten des Verfassers werthvoll gemacht haben. Die reichen Citate, die fleißige Anführung verwandter Traditionen, viele schöne Untersuchungen, welche bescheiden angehängt sind, machen das Werk zu einem unentbehrlichen Hilfsbuch für alle weiteren Sammlungen.

Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker von Wilhelm Mannhardt. Erster Theil. Die Götter. Berlin 1860. Heinrich Schindler. Mit zahlreichen Holzschnitten.

Eine ehrenwerthe und tüchtige Arbeit, welche nur an dem Umstand leidet, daß sie als populäres Werk dem Leser zuviel Ernst zumuthet, als wissenschaftliche Arbeit Einzelnes zu kurz behandelt, an manchen Stellen zu wenig begründet. Wer sich aber bei einigen Vorkenntnissen einen guten Ueberblick darüber erwerben will, was bis jetzt von altd deutscher Mythologie gefunden ist, dem darf man das Buch angelegentlich empfehlen. Eine längere Einleitung behandelt das Wesen der Mythen und die Geseze ihrer Entwicklung, dann folgt eine

kurze Geschichte der germanischen Mythologie, der Glaube der Beda's und die Erinnerungen an jene Urzeit, welche in den deutschen Mythen enthalten sind; die Auswanderung der Germanen nach Europa und die ältesten Bildungen des einheimischen Götterglaubens. Endlich die Darstellung der einzelnen Mythen nach den erhaltenen Ueberlieferungen und der Nachweis ihres innern Zusammenhangs, jedem Mythenkreise sind die entsprechenden Vorstellungen des germanischen Nordens als Ergänzung und Gegensatz zugefügt. Mit Recht hebt Mannhardt als Gegensatz zwischen germanischer und nordischer Mythologie hervor, daß die nordischen Eddalieder uns vorzugsweise die Mythenbildungen überliefern, wie sie im Kreise der Krieger, Priester und Sängers lebendig waren, während die zahllosen kleinen Reste, welche in Deutschland erhalten sind, zumeist aus dem Glauben der untern Volkskreise stammen. Vieles wurde durch seine Unscheinbarkeit bis zur Gegenwart vor dem Untergange bewahrt, noch Mehreres ist in den letzten Jahrhunderten verloren worden. Denn bis zur Reformation waren die Erinnerungen und Bräuche aus dem deutschen Heidenthum noch unvergleichlich mächtiger als jetzt; es ist nichts interessanter, als in der Persönlichkeit des großen Reformators selbst diesen Erinnerungen nachzugehen. In diesem Repräsentanten des deutschen Volksgemüths steckt hinter dem frommen Mönch und bibelfesten Schriftgelehrten noch viel volksmäßiger Heidenglaube, in seinen Vorstellungen vom Teufel, vom Weltende mischt sich Biblisch-christliches seltsam mit uralten heidnischen Anschauungen, und die letztern kommen um so reichlicher zu Tage, je unbehaglicher und behaglicher er sich gehn läßt, am meisten in seinen Tischreden. Es lohnt sehr, das mit Liebe und genügendem Wissen zusammenzustellen.

Der Aberglaube des Mittelalters von Dr. Heinrich Bruno Schindler. Breslau 1858. W. G. Korn.

Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart von Dr. Adolf Wuttke. Hamburg 1860. Agentur des Rauben Hauses.

Das erstere Buch ist das Resultat fleißiger Lectüre eines Dilettanten, es enthält eine Fülle schätzenswerther Lesefrüchte, nicht übermäßig geordnet, zuweilen durch seine Betrachtungen verbunden. Die wissenschaftliche Benutzung des Buches wird dadurch beeinträchtigt, daß der Verfasser selten die Quelle angibt, aus welcher er die einzelnen Mittheilungen genommen hat, und daß er mit der deutschen Alterthumswissenschaft nicht sattfam vertraut ist. Das zweite Werk wurde durch den Centralausschuß für innere Missionen veranlaßt, welcher von seinen Gesinnungsgenossen durch ganz Deutschland Mittheilungen über den heidnischen Aberglauben in unserm Volksleben einzog. Leider ist der Herausgeber ein gläubiger Theologe und deshalb die wissenschaftliche Unbefangenheit nicht vorhanden. Es ist für einen Ehrenmann unbequem, über unsern alten Volksteufel zu referiren, wenn der Schreiber selbst nicht ganz frei

von der Besorgniß ist, daß ihm der alte Christenteufel über die Schulter auf das Papier schauen könnte. Ein gutes Register erleichtert den Gebrauch des Buches. Wer jetzt nach so mancher Sammlung von Volksaberglauben eine wissenschaftliche Verarbeitung des massenhaften Materials unternähme, der würde die Aufgabe haben, dasselbe zunächst nach den mythologischen Vorstellungen zu ordnen, welche dem Volksbrauch zu Grunde liegen, und die weit schwierigere Aufgabe, den ursprünglichen Sinn des sinnlosen Brauchs nachzuweisen, so weit unser Wissen reicht. Bei manchem Aberglauben ist es freilich unmöglich, auch nur nachzuweisen, in welcher Nation und unter welchen Culturverhältnissen er zuerst entsprang. Einige Traditionen sind so uralt, daß sie vielleicht das älteste sind, was die Menschheit an geistiger Habe besitzt, anderes hat sich in irgend einer Vorzeit aus einem Volk in das andere gewälzt, fast jedes Culturvolk hat als letzten Niederschlag seines Erdenlebens seinen Aberglauben den nachfolgenden Völkern zurückgelassen, Einzelnes scheint von Babyloniern, Phöniziern, Aegyptern, Griechen, Römern und Germanen mit einer gewissen Naturnothwendigkeit übereinstimmend erfunden. Aus jedem Gebiet menschlicher Interessen ist unser Aberglaube hervorgegangen, überall, wo der Mensch zu scheuen und zu ehren hatte, wuchs er heraus, aus altem Recht, alter Heilkunst, kindlicher Naturbetrachtung, aus der gemeinsamen Quelle von alle dem, aus der Scheu und Sorge um das Göttliche. Noch hat die Wissenschaft an das große Chaos des Stoffes nicht so kräftig die bildende Hand gelegt, als zu wünschen wäre.

Isländische Volksagen der Gegenwart von Dr. Konrad Maurer. Leipzig 1860. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Eine hochwillkommene Arbeit und des besten Dankes werth. Der Herausgeber hat selbst nach dem Munde der Isländer, mehreres nach ihren schriftlichen Aufzeichnungen gesammelt mit vollem Verständniß für die Wichtigkeit der isländischen Sagen. Die mythologischen und sagenhaften Erinnerungen der Isländer sind aus mehreren Gründen vorzugsweise lehrreich. Erstens war anzunehmen, daß sich in der Heimath der Eddalieder noch vieles Wichtige des Götterglaubens wie der Heldensage erhalten habe. Diese Hoffnung ist nur zum Theil erfüllt. Die alten Göttergestalten sind fast mehr verdämmert, als in Deutschland selbst, auch die spätern Umbildungen der Heldensage geben wenig neuen Aufschluß. Ferner aber war eine Aufklärung wünschenswerth über das Verhältniß des skandinavischen Götterglaubens zu dem der deutschen Stämme. Zwar wußte man, daß die Grundgestalten hier wie dort dieselben sind, daß zahlreiche Einzelheiten in beiden Gebieten der germanischen Mythologie einander vollständig entsprechen, aber es war noch ein sehr großer Unterschied zwischen der Götterwelt, welche sich um den nordischen Odin gruppirt und zwischen den weniger erhabenen, aber behaglicheren Gebilden der deutschen

Erzgöttinnen, der Elbe, Riesen und Zwerge, so daß wol ein Zweifel erlaubt war, ob der Unterschied nur in der Farbe läge und in dem Zufall, welcher hier Anderes als dort mit einiger Reichlichkeit erhalten habe. Die Sammlung Maurers macht deutlich, daß im Norden das Kleinleben der alten Götterwelt kaum weniger reich und behaglich entwickelt ist, als in Deutschland, und daß die Erinnerungen an die kleinen Geister des Hauses und Lebens in allen Hauptsachen den deutschen entsprechen. Natürlich hat die rauhe Natur, die isolirte Lage, Schrecken und Gefahr des Nordens zu der gemeinsamen Habe auch Neues gefügt. Auch dies abzulösen, ist von hohem Interesse, und ebenso sehr die Betrachtung, wie durch die Verbindung mit dem germanischen Süden auch späterer Sagenstoff aus dem Innern Deutschlands, den Ufern der Nord- und Ostsee fortdauernd dort angenommen und verarbeitet wurde. Zuletzt erhält vieles, was wir in Deutschland vermutheten, durch die isländische Uebersetzung vollkommene Bestätigung. Viele Reihen von Vorstellungen, welche in Deutschland ganz in Trümmern liegen, sind dort in alterthümlicher reicher Entwicklung erhalten, vor Allem der Gespensterglaube — es ist bereits anderswo hervorgehoben, daß die Sage von Bürgers Lenore hier in alter Form erhalten sei. Zu den Eigenthümlichkeiten des Eislandes gehören die Sagen von Geächteten oder Ausgestoßenen, welche im wüsten, unbewohnten Innern der Insel an unzugänglichen Orten wohnen sollen als ein riesenstarkes, zauberkundiges Geschlecht, aus welchem noch jetzt zuweilen Einzelne den Wohnungen der Menschen nahen, unheimliche Gestalten, halb Räuber, halb Dämonen. An dem Werke ist die gute Anordnung und Verarbeitung des Stoffes besonders zu rühmen.

Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Schlußlieferung des zweiten Bandes, dritte und vierte Lieferung des dritten Bandes. 1859, 1860. Den Buchstaben **D** für das Wörterbuch bearbeiten war die letzte größere Schöpfung Wilhelm Grimms. Das Manuscript war grade vollendet, als er sich zur tödtlichen Krankheit hinlegte. Wieviel die Wissenschaft mit ihm verloren, die Hoffnung blieb, daß unter der Hand des Bruders das Lexikon beschleunigten Fortgang haben werde. Freilich ist noch viel zu thun, erst das **G** naht seinem Ende, mit ihm etwa der dritte Theil des Ganzen. Auch wächst dem fortschreitenden Werk der Stoff immer mächtiger, noch immer werden ältere und neuere Werke ausgezogen, um seltene Wörter in die große Sammlung abzugeben, schon im zweiten Theil ist ein langes Verzeichniß solcher Werke beigelegt, darunter viele fast verschollene. Dauern wird das Unternehmen durch die Theilnahme des Publikums getragen, der Begründer der deutschen Philologie widmet die nächsten Jahre seines Lebens, welches so reich an Ehre und Verdiensten ist, fast ausschließlich dem Riesenwerk, dem größten Beginnen unter dem Vielen, das wir ihm zu danken haben. Bei jedem neuen Hefte, welches der Leser durchblättert, erneuert sich das In-

teresse, aus dem unerschöpflichen Quell der lebendigen Muttersprache eine so große Fluth klar und durchsichtig in stattlicher Einfassung zusammengeschöpft zu finden.

Dabei kann man immer aufs Neue beobachten, wie vieles von der eigenen Sprache dem einzelnen Lebenden fremd bleibt. Und ferner wie zahlreich sind Ableitungen, selbst Stammwörter, treffende Charakteristische, schöne Ausdrücke und Redensarten, welche in den letzten Jahrhunderten entstanden und wieder verklungen sind. Jede Zeitbildung, ja jede kräftige Persönlichkeit hat Originelles erfunden, und neben der Hauptmasse, welche lebendig auf viele folgende Generationen überging, aber, wie vieles Brauchbare und Schöne ist wieder so verloren, daß es nicht einmal mehr im Volksmund und in den Dialecten zu finden ist. Am meisten sind die verlorenen Stammwörter zu bedauern. Denn jedes Stammwort, welches im Volke lebendig bleibt, ist dem Deutschen ein lebendiges, immer neue Früchte tragendes Gebilde, welches eine Anzahl abgeleiteter Wörter, so oft das Bedürfniß kommt, mit Leichtigkeit aus sich entwickelt. Jeder Schriftsteller, welcher Einfluß auf die Mit- und Nachwelt gewinnt, ist zugleich ein freier Verwalter des Sprachschazes. Er vermag seltn' Habe aus dem Alterthum zu bewahren, fast Verschollenes wieder zu beleben und Fehlendes ganz neu zu erfinden. Unendlich verschieden ist sowol die Sprachgewalt, als der Wortreichthum, mit welchem der Einzelne arbeitet. Er holt sein Sprachmaterial zum Theil aus der Schriftsprache, der er den größten Theil seiner Bildung verdankt, zum Theil von dem Dialect der Heimath, aus dem er heraufgewachsen ist. Nicht jeder Dialect begünstigt in gleichem Maße die Verwendung seiner Wörter und Redewendungen für die Schriftsprache, aber auch nicht jede Persönlichkeit ist in gleicher Weise befähigt, den Dialect der Heimat zur Bereicherung der Schriftsprache auszubeuten. Es ist klar, daß zu solcher Bereicherung der Sprache mehrere Vorzüge zusammentreffen müssen, ein behagliches Ruhen in den angestammten Sprachtraditionen, souveräne Leichtigkeit im Ausdruck, verbunden mit feinem Sprachsinn, und daß immer rege Bedürfniß nach energischem und Charakteristischem Ausdruck. Wol bekannt ist, daß kein Deutscher in höherm Grade diese Sprachtugenden besaß, als Luther, und im letzten Jahrhundert Goethe, die doch beide so sorglos im Gebrauch ihres Reichthums sind. Und der würde eine große und feine Arbeit wagen, der es unternähme, die bedeutenden Schriftsteller der Deutschen nach ihrem Verhältniß zu ihrer Sprache zu Charakterisiren. Es lohnt sehr darauf zu achten, denn die deutsche Schriftsprache der Gegenwart steht wie die ganze Nation erst in den Anfängen ihrer modernen Entwicklung. Sie ist seit Lessing fast ausschließlich durch Gelehrte und Dichter gebildet worden, nicht übergroß ist die Zahl solcher, welche sie mit freier Kraft handhabten, noch steht sie zum Volk vornehm, spröde, oft pedantisch und arm. Durch das Feuer der öffentlichen Beredtsamkeit, durch die Grazie leichter, gesellschaftlicher

Unterhaltung ist sie noch zu wenig gebildet, noch hat der Glanz eines reichen Humors sie nicht verklärt, noch ist sie arm im Ausdruck des charakterisirenden Details und weniger gewandt im epigrammatischen Ausdruck als sie vor drei Jahrhunderten war. Was ihr fehlt, kann ihr freilich nicht vorzugsweise durch Sprachgelehrsamkeit und philosophische Sorgfalt gegeben werden, denn nur derjenige neue Fund wird in ihr lebendig bleiben, der keck und frisch aus schöpferischer Seele quillt. Aber lernen soll deshalb doch jeder an seiner Sprache, und zu dem, was die Amme und die Kinderzeit in die Seele gebildet haben, und später der Verkehr mit Andern und das Lesen geschriebner Bücher, soll man seiner Sprache mächtig zu werden suchen auch durch den Sprachschatz, welchen Wörterbücher und die Schriftsteller früherer Zeit uns überliefern. Schnell wird dann, was dem eignen Wesen dient, durch die gesunde Kraft des Schriftstellers so reproducirt werden, daß es als eigne Habe und Bereicherung des vorhandenen Sprachgutes erscheint. Auch zu diesem Zweck wird Grimms Wörterbuch geschrieben. Und mit herzlichem Antheil möge der Leser sich in die Seele des Gelehrten versetzen, dem die unendliche Habe seines Volks, welche sich seit zweitausend Jahren entwickelt hat, während seiner Arbeit in einer Weise durch die Seele zieht, wie das bis jetzt noch nie bei einem einzelnen Menschen der Fall war.

Von der preussischen Grenze.

Indem Preußen sich anschickt, die warschauer Conferenz zu besuchen, aus welcher eine neue Gruppierung der europäischen Politik hervorgehn soll, dürfte es zeitgemäß sein, über die Kräfte und Interessen, welche die verschiedenen Staaten einzusetzen haben, eine Bilanz zu ziehen.

Was im Einzelnen in Warschau besprochen werden soll, ist uns nicht bekannt; über die Richtung der Conferenz im allgemeinen aber kann kein Zweifel obwalten. Wenn zwischen Rußland, Oestreich, Preußen und den deutschen Mittelstaaten eine Verständigung zu Stande kommt, so kann die Spitze derselben nur gegen Frankreich gerichtet sein und mit mehr oder minder Consequenz zu den Grundsätzen der heiligen Allianz zurückführen. Denn Oestreich kann keine andere Allianz gebrauchen, als eine solche, welche ihm das neue Königreich Italien niederschlagen und ihm dadurch die ungeheuern Ausgaben der beständigen Kriegsbereitschaft mildern hilft.

Durch die Unklarheit der deutschen Politik ist Rußland diplomatisch wieder auf eine Höhe gestellt, die seinen Machtverhältnissen nicht im mindesten entspricht. Wir wissen, daß seit Beendigung des Krimfeldzugs seine Armee in beständiger Reduction begriffen ist, einer Reduction, die sich aus dem gänzlichen Ruin seiner Finanzen erklärt; wir wissen, daß überall die bedenklichsten Unruhen in der Bauernschaft bevorstehn, daß die Regierung sich in der völligen Rathlosigkeit befindet und daß der moralische Aufschwung des Nationalgefühls, den Kaiser Nikolaus künstlich bei seinem Volk hervorgebracht, so gut wie verraucht ist. Positive Interessen bei einem Kriege gegen Frankreich hat Rußland fast gar keine, wenn man nicht etwa die Besorgniß